

WORT UND SCHRIFT

Entwicklungen, Probleme, Aufgaben bezüglich **Wort und Schrift heute**
aus Forschung, Lehre, Kultur und Gesellschaft

Prof. Dr. med. Volker Faust

Arbeitsgemeinschaft Psychosoziale Gesundheit

Wissen 2.0 für die Bildung

- Kultur ohne Bildung?
- Powerpoint

Die Älteren erinnern sich noch an die 60er-Jahre: Damals wetterten manche wort-gewaltigen Lehrer auf allen Ebenen, von der Schule bis zur Universität, gegen eine neue Kommunikations-Technik, die sich rasant auszubreiten drohte. Ein vernichtendes Urteil bleibt besonders haften: „Hast’ Du nichts zu sagen, nimm Dias. Ist es noch weniger, nimm Sie in Farbe!“.

Was würden die Kritiker von damals heute sagen? Nichts mehr, sie würden die Waffen strecken, überrollt von einer unbremssbaren elektronischen Kommunikations-Welle. Und auch derzeitige Skeptiker werden immer leiser, verstummen bald. „Man kann eine Monsterwelle nicht mit einem leeren Eimer aufhalten“ (Zitat).

Ganz so schlimm ist es nun zwar auch nicht. Auch sind die Vorteile der digitalen Medien nicht zu übersehen, auch für die Bildung. Und selbst die Spaltung unserer Gesellschaft in pro und contra ist eigentlich längst gelaufen. Der „Untergang des Abendlandes“ fand nicht statt, scheint auch nicht wirklich zu drohen. Traditionelle Bildungskonzepte wurden seit jeher abgelöst, sprich seit Jahrtausenden, wenn ihre Zeit abgelaufen schien. Dass dabei auch Unersetzbares über Bord ging, war nicht zu vermeiden, scheint die Regel zu sein – wenn auch oftmals traurig stimmend.

Also einfach laufen lassen, abwarten, das Beste daraus machen? Bequemer, zumindest nerven-schonender wäre es. Man kann aber trotzdem versuchen, eine furchtbare Synthese aus (scheinbar) Altem und Neuem anzusteuern. „Man“ ist aber wenig, sind nur noch einzelne Stimmen, langsam im Rausch

von Wikipedia, Google, Facebook, Powerpoint u. a. untergehend. Dabei ist heute praktisch niemand mehr „total dagegen“. Was man will, ist „das eine tun, das andere nicht lassen“ – aber sinnvoll, konstruktiv, strategisch nutzbar, auch und vor allem für die Bildung.

Dass die jetzige Schüler-Generation, auf die es letztlich ankommt, mit ihren sozialen Netzwerken wie Schüler VZ, Xing usw. mitmacht, wird sich zeigen. Letztlich wie immer: Die Cleveren ja, die Masse eher nein. So bleibt die Sozial-Schichtung dann doch unverändert, trotz eines demokratisch breitestmöglichen Angebots. Auch in der proklamierten „Wissens-Gesellschaft“ wird es keine neue gesellschaftliche Solidarität geben, wie die Optimisten hoffen. Das Gesamt-Niveau ist allerdings angehoben, erstaunlich, ja faszinierend. Nur sollten eben auch diejenigen, die das Gute zu bewahren suchen ohne das Bessere zu vernachlässigen, auch treffend informiert sein über Möglichkeiten, Grenzen und Gefahren digitaler Medien: Und damit neuer gesellschaftlicher Strukturen (unter Beibehaltung ur-menschliche Gesetzmäßigkeiten gesellschaftlicher Entwicklung).

Dazu gibt es noch immer eine ganze Reihe kluger Ratschläge, die zwar nicht die Masse erreichen (und auch dort kaum Gehör finden würden), trotzdem zum Nachdenken anregen, zumindest diejenigen, die sich zum Nachdenken entschlossen haben um – wie gesagt – nichts zu verpassen, aber auch nichts zu verlernen.

Ein solcher lesenswerter Beitrag ist das überschaubare Buch *Wissen 2.0 für die Bildung*, herausgegeben von R. Caspary (Franz Steiner-Verlag, Stuttgart 2011) mit verschiedenen Beiträgen, die hier mit spezifischen Schwerpunkten kurz umrissen werden sollen. Dabei geht es vor allem um das Thema „digitale Medien und Bildung“ und deshalb auch um die Stellungnahme namhafter Pädagogen, Schriftsteller und Kulturwissenschaftler.

KULTUR OHNE BILDUNG?

„Wir haben, grob gesagt, starke Bildungsinstitute ohne Kultur“, gibt der Schriftsteller und Journalist Gert Heidenreich in seinem Beitrag zu bedenken. Das liegt weder an den Lehrenden noch an den Lernenden, sondern an dem derzeitigen grotesk falschen Verständnis von Bildung. Bildung als Konditionierung auf die Praxisbedürfnisse des Staates und seiner Wirtschaft führt zu einer Anhäufung von Wissen und Techniken, kurz: zum Wissens-Erwerb. Doch das ist noch lange keine Bildung. Bildung ist die Verwandlung geistiger Erfahrung in lebendiges Bewusstsein im Sinne von Vorbereitung auf das Leben und von Bestimmung des eigenen Selbst. Oder kurz: den eigenen Ort in einer immer komplexeren Welt zu finden – und wenn möglich zu verstehen.

Doch das ist heute kein fest definiertes Ziel mehr. Heute wird man auf ein nützliches Berufsleben trainiert. Das beginnt schon in der Schule. Beispielsweise in Deutschleistungs-Kursen (eine regelrechter Trainer-Titel). Das führt – wenn es gut geht – zu verblüffendem Fachwissen und erstaunlich geringem Fachverständnis, eine Art rudimentäres Literatur-Wissen statt Literatur-Erfahrung. Da würde man zwar einwenden: Besser als gar nichts. Doch G. Heidenreich kontert: Das ist gleichbedeutend mit der Zerstörung der Phantasie. Und das geht an den Nerv der Lebenskultur.

Dabei können wir Wissen so leicht, so vielfältig und so umfänglich wie noch nie zuvor in der Menschheitsgeschichte erwerben und verwenden. Denn neuen Reichtum verdanken wir dem Internet, das sei zugestanden. Meist noch aktueller als in den Lehrplänen enthalten. Was sich in der gigantischen Informationsbank aber nicht lernen lässt ist, ist der Umgang mit den eigentlich bedeutenden, tiefgreifenden, schwierigen Vorfällen des Lebens, die auf jeden von uns unausweichlich zukommen, so der Experte. Auf diese Situationen werden die jungen Menschen heute weniger denn je vorbereitet.

Dafür liegt ein praxis-relevantes Anschauungs-Material in unbegrenzter Menge bereit: die Literatur. Das setzt aber die erwähnte Phantasie voraus, um sich in die Lage der fiktiven Personen zu versetzen und daraus zu lernen, alle Arten von Konfliktlösung zu nutzen. Denn das Wissen der Kulturen über Jahrtausende hinweg ist unter dem Begriff „Schicksal“ versammelt. Wir müssen nur daraus schöpfen. Vor allem das Wissen um den Zusammenhang unserer Existenz mit der anderer Menschen, seien sie auch ferneren Zeiten und Kulturen zugehörig, wird das besonders in der Pubertät häufige Gefühl der Vereinamung mildern. Das Reich der Phantasie kann auf diese Weise in späteren Jahren Leben retten. Kindern und Jugendlichen dies nicht zu vermitteln, heißt sie zu beschädigen.

Doch antrainierte Informationen sind dafür kein Ausgleich, gibt G. Heidenreich zu bedenken. Es ist, als ob man ihnen großartige Werkzeuge in die Hände drückt, sie aber nicht mit umgehen lehrt. Der Autor spricht sogar davon, ihnen zugleich ein Bein zu amputieren: Es gibt ja Geh-Hilfen ohne Ende; Hauptsache, sie können mit ihren angelernten Werkzeugen die Wirtschaft profitabel steuern.

Bildung ist jedenfalls anders. Oder wie es der griechischen Philosoph Demokrit vor 2.500 Jahren formulierte: „Bildung ist den Glücklichen Schmuck und den Unglücklichen Zuflucht“.

Zeitvertreib als Lebensziel?

Bildung war noch nie einfach. Man muss sie nicht nur erarbeiten, sondern auch noch ihre Quellen aufsuchen, meist eine Bibliothek. Doch jetzt reduziert

sich alles auf einen Klick im PC. Die Zeit der Mühelosigkeit ist angebrochen. Andererseits wird immer mehr Stoff in immer kürzere Zeiten gepresst. Und das in einer Gesellschaft, die im Zeitvertreib ein Lebensziel, ja ihr Glück sieht. Es gilt offenbar, den Menschen von sich selber abzulenken. Und ihm dabei das Gefühl zu vermitteln, erst in der Ablenkung sei er ganz bei sich selber. Die legitime Absicht von Unterhaltung, nämlich Entspannung, wandelt sich in der Zeitvertreib-Industrie von einer Pausen-Gestaltung zum Dauerzustand. Die Folge sind nicht Erholung, sondern Bewusstseinslosigkeit, mahnt Gert Heidenreich.

Und weiter: Halten wir uns unabgelenkt überhaupt noch aus? Bei diesem medialen Angebot (Handy, Internet, Facebook, Twitter, E-Mail, SMS, MMS, PC-Spiele u.a.m.). Es braucht keine autonomen Menschen mehr, sondern Dauerkonsumenten ohne Bewusstsein.

Hilft das aber weiter zu Lebens-Orientierung, Wissens-Speicherung, wirklichen zwischenmenschlich fundierten Kommunikation? Bedeutet das Wort „Freundschaft“ bei Facebook wirklich noch „Freundschaft“? Sind Nachrichten in der Twitter-Welt tatsächlich vertrauenswürdig? Entsprechen die lexikalischen Auskünfte von Wikipedia nachprüfbar der Wahrheit? Unterhaltsam ist es, keine Frage. In einer solchen Welt kann man sich regelrecht treiben lassen (möglichst zusätzlich noch unterlegt von einem MP3-Player mit Knopf im Ohr).

Hier allerdings gibt es einen Satz, den man bedenken sollte: Nämlich dass beim Zeitvertreib auch Lebens-Zeit vertrieben wird, wertvolle Lebens-Zeit, die man in der Regel erst im 3. Lebensalter zu registrieren pflegt, mit wachsendem Unbehagen, doch da ist es zu spät.

Was heißt das? Der emanzipierte Mensch von heute muss im Besitz einiger eigener Erfahrungen sein. Denn nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir, wie der alte Merksatz lautet. Konkret: Die Schule soll uns nicht als „Info-Trainer“ für den Arbeitsmarkt herrichten, sondern für das ganze folgende Leben ausrüsten. Vor allem den Menschen befähigen, möglichst autonom zu handeln und kritische Distanz zu den Angeboten seiner Gegenwart zu wahren. Er sollte seine Urteile nicht geliehen haben, sondern herleiten können. Er sollte immerhin so viel selbstvernetztes Wissen verfügbar haben, um Entscheidungen treffen zu können, die auch späterer Begründung standhalten. Mit anderen Worten, um es zu wiederholen: Er sollte ein Bewusstsein von sich selbst haben und nicht in die Falle der Bewusstseinslosigkeit tappen, so G. Heidenreich.

Dabei darf er sich durchaus der neuen Möglichkeiten bedienen. Gert Heidenreich: „Was für die einen die Tagesschau, sind für die anderen längst Blogs und Twitter und Facebook. Nachrichten-Apps auf dem iPhone ersetzen für eine beträchtliche Menge so genannter User die Tageszeitung. Digitale Enzyklopädien werden weitaus häufiger genutzt als vormals die gedruckten (mit

vielen Links, was die Bildung noch erweitern vermag). Ähnliches gilt für private Bildungszirkel und -vereinigungen, Kulturinstitute und Diskussions-Foren auf jeglicher Angebots-Ebene. Ja, es sieht so aus, als ob die Ausbildungs-Institutionen gleichsam auf den freien Bildungs-Markt ausweichen. Eine Konkurrenz, die in ihren Folgen noch nicht absehbar ist, für die dialogische Kultur aber möglicherweise erfolgreicher, als bisher angenommen.

Also positiv, leider derzeit überwiegend von Bürgern über 50 wahrgenommen. Hoffentlich zieht die Jugend nicht erst nach, wenn sie selber 50plus ist. Allerdings lässt das wachsende Aufbegehren der jungen Generation zumindest einige Hoffnungen zu. Heißt es doch auf den studentischen Transparenten: „Wir demonstrieren für bessere Bildung“ – nicht für bessere Ausbildung...

Auch dazu, so G. Heidenreich abschließend in seinem lesenswerten Beitrag, ein Gedanke von Demokrit: „Es gibt Verstand bei den Jungen und Unverstand bei den Alten. Denn nicht die Zeit lehrt Denken, sondern eine frühzeitige Erziehung und Naturanlage“.

POWERPOINT UND FOLGEN

Um noch einmal auf die Einführung dieses Beitrags zurückzukommen: „Habt Ihr nichts zu sagen, nehmt Dias...“. Ist an diesem Vorwurf was dran? Oder ist es nur der Neid technisch unbegabter Professoren mit einer linken Hand für den Kommunikations-Fortschritt, vor allem was die Ausbildung der Lernenden, die Weiterbildung zum Fachmann und die Fortbildung der Experten anbelangt?

Für die Dias hat sich diese Frage schon erledigt. Vermutlich weiß die junge Generation gar nicht mehr, was Dias sind. Das ist ihr auch nicht zum Vorwurf zu machen. Ihre Kinder, zumindest aber ihre Enkel wissen dann sicher auch nicht mehr, was beispielsweise Powerpoint gewesen sein soll. Denn der Fortschritt rast und das wäre dann schon die dritte Digital Native-Generation, d. h. seit der Kindheit vertraut mit der modernen Kommunikations-Technik: kaum zweistellig alt geworden, bereits den eigenen PC; im Studium immer die Laptop-Tasche dabei; jederzeit online; ständig auf der Suche nach einem USB-Anschluss; schmunzelnd über die frühere Aufregung über Twitter und Facebook, Schüler VZ und Xing berichtend, inzwischen Schnee von vorgestern. Auch Wikipedia hat Konkurrenz bekommen, kurz: was soll die Kritik?

Mit Kritik ist Dr. Burkhard Spinnen, Publizist und Buch-Autor lieber vorsichtig, auch wenn ihm die Abgründe des Sprach-Jargon (vor allem der Wirtschafts-Unternehmen) ein ergiebiger Dorn im Auge sind, die er gerne aufs Korn nimmt. Bei Powerpoint hat er aber einige Überlegungen in der Tasche, die man zumindest mal gehört haben sollte, ehe man sie vom Tisch wischt. Nachfolgend dazu eine kurz gefasste Übersicht in seinem Beitrag *Lasst das Power-*

pointen einfach sein! Eine sachliche Polemik in dem lesenswerten Buch Wissen 2.0 für die Bildung:

Powerpoint ist auf Millionen von Rechnern installiert (schon im Jahr 2007 schätzte man weltweit jedes Jahr 35 Millionen Präsentationen mit vielen Milliarden von Einzelseiten, heute wahrscheinlich ein Vielfaches mehr). Das heißt aber auch: Bevor heute jemand überhaupt dazu kommt darüber nachzudenken, wie er anderen etwas mitteilen will, ist dieses Programm da. Es erklärt sich für zuständig – und diktiert damit seine eigenen Gesetze.

Nun hat gerade Powerpoint ungezählte Möglichkeiten der Material-Aufbereitung, unter denen man frei wählen kann. Der Kreativität wären also damit keine Grenzen gesetzt. Praktisch ist alles möglich, was das Auge und anschließend das Gehirn zu verkraften vermag: Bewegung, Farben, Klänge, ganze Filme. Hier ist jeder sein eigener Designer, Bühnenbildner und Regisseur. Wer auf diesem Instrument virtuos zu spielen vermag, hat sein Publikum schon gewonnen, bevor man zum Inhaltlichen schreitet.

Doch hier liegt nach B. Spinnen nicht das Problem. Es liegt vielmehr darin, dass die Allgegenwart des Powerpointens nach und nach die Vorstellung getötet hat, es könnte zu dieser Präsentationsweise überhaupt noch Alternativen geben. Die Formatierung des Denkens und Redens erfolgt nicht durch geheime Features des Programms, sondern – und das ungleich stärker – über die fraglose Verbindung von Kommunikationsakt und Programmgebrauch. Oder noch kürzer: Ich will etwas sagen – also werde ich powerpointen.

Hier wird eine technische Möglichkeit zum Standard, eine Variante zur Regel erhoben. Anstatt einen kommunikativen Akt selbst zu gestalten, verlässt man sich auf eine Maschine und ihr Programm. Schlussfolgerung: Unsere natürliche kommunikative Kompetenz könnte absterben, wenn wir das Powerpointen als alternativlos begreifen, die ungeheuere Zahl von Darstellungs- und Aussage-Möglichkeiten auf einen Standard reduzieren.

Das mag sich erst einmal etwas abstrakt anhören, doch der Sprach-Experte kommt gleich zu konkreten Gefahren. Eine davon lautet:

Powerpoint verführt zur Kopie

An Plagiaten hat es zu keiner Zeit gemangelt. Meist wurden sie gar nicht registriert, zumindest als solche realisiert, im schärfsten (juristischen) Verlauf einigte man sich irgendwie. Das hat sich geändert. Zumindest in einigen prominenten Fällen (eine junge Erfolgs-Autorin, ein Verteidigungsminister, Abgeordnete, weitere Prominente dürften folgen) gerieten in die Schlagzeilen.

Neu ist ihr Vergehen nicht, aber irgendwie auf eine leichter zu nutzende Bahn geraten. Ja es scheint, dass im Zeitalter der digitalen Informations-Medien das Bewusstsein vom richtigen oder erlaubten Umgang mit dem geistigen Eigentum anderer eine Veränderung erfahren hat. Konkret: Die Verfügbarkeit gewaltiger Mengen von Texten und Bildern im Internet legt es einfach nahe, die *Zugriffsmöglichkeit* auf dieses Material mit den Rechten an seiner Verwertung zu verwechseln, so Dr. B. Spinnen. Irgendwie hat man alles „en bloc gekauft“, man kann frei darüber verfügen. Individuelle Rechte-Inhaber lassen sich in der Informationsflut des Netzes nicht mehr ausmachen (bzw. werden gar nicht mehr gesucht).

Dem altmodischen Buch war noch anzusehen, dass es das geistige und wirtschaftliche Produkt seiner Autoren ist. Außerdem musste man es oft genug kaufen, zumindest aber ausleihen, um es überhaupt lesen zu können. Es war eingebunden in ein System, das auf dem konventionellen Eigentums-Begriff beruhte. Netz-Inhalte aber haben nichts Gegenständliches mehr. Digitale Datenmengen kann man nicht sehen, schmecken, riechen. Ihr Aufenthalt auf der eigenen Festplatte fühlt sich nicht wirklich wie ein fremder Besitz an, so der Buch-Autor Dr. Spinnen.

Die Folgen sind bekannt – und fast schon nachvollziehbar, zumeist wehrt sich ja auch keiner. Und sogar die mächtige (Pop-)Musik-Industrie musste sich etwas Neues einfallen lassen. Man spricht inzwischen von einer „Copie & Paste-Generation“. Ein paar Klicks aus dem Netz und das Referat ist kompiliert (zusammengestellt). Da mögen die Grenzen inzwischen fließend sein, aber eines leidet bestimmt: das schleichend ruinierte Bewusstsein für geistiges Eigentum. Und hier hat das Powerpoint eine enorm starke katalysatorische Funktion, so der Autor.

Interessant auch seine Überlegung: Powerpoint kreierte einen digitalen „Horror vacui“, Angst, ja Panik vor der Leere. Überlebensgroß an die Wand gebeamt ist die halbleere weiße Seite noch viel leerer als ihre kleine papierene Schwester. Der Wunsch, ja der Zwang, der daraus resultiert: alles noch bunter, noch üppiger, noch belebter. Das ist nur nicht immer mit Mitteln zu erreichen, „die auf dem eigenen Mist gewachsen sind“. Das wird auch häufig gar nicht als Problem erkannt. Der Diebstahl geistigen Eigentums wird zunehmend als selbstverständliche Selbst-Bedienung aufgefasst.

Das führt zum einen zu wirtschaftlichen Ungerechtigkeiten, sprich einer stetig wachsenden Ausbeutung der wirklich Kreativen. Darauf will aber Dr. Spinnen gar nicht eingehen. Denn das schwindende Bewusstsein vom Charakter und vom Stellenwert geistigen Eigentums hat eine ganz andere Konsequenz, ja verheerende Folgen, nämlich auf die Produktivität und Kreativität des Einzelnen. Oder konkret: Wer seit jeher (sprich von der Oberstufe über das Studium bis in den Beruf) die Erfahrung sammelte, dass man mit geschickt kompiliertem Fremd-Material durchaus Erfolg haben kann, dem könnte die Anforderung

an sich selber, schöpferisch und authentisch zu sein, leicht abhanden kommen.

Ein alternativ-loses und permanentes Powerpointen beeinflusst also auch maßgeblich deren Inhalte. Wer sich dauernd mit fremden Federn schmückt, senkt seine Eigenleistung, ja lässt womöglich vergessen, was diese wert ist. Kopie statt Kreativität. Darüber sollte man einmal nachdenken. Denn dieser Prozess ist schleichend bis hin zum geistigen Ruin des ahnungslosen „Täters“.

Vom Redner zum Moderator

Nun kann, aber muss das nicht so ausgehen. Das sieht auch Burkhard Spinnen so. Mit Powerpoint kann man auch die authentischen Produkte der eigenen Kreativität vermitteln, so sie noch verfügbar sind (bzw. überhaupt verfügbar waren).

Doch hat die Powerpoint-Präsentation ja noch eine andere folgenreiche Ebene, nämlich die Sprache. Aus dem Redner wird der Kommentator einer digitalen Dia-Show. Aus den Zuhörern werden Zuschauer. Ihre Blickrichtung ist nicht mehr am Sprechenden, sondern an der Wand neben oder hinter ihm ausgerichtet, so der Experte.

Da mag nun aber der eine oder andere fragen, wo das Problem liegt. Das ist doch so üblich, inzwischen. Allerdings muss man kein engagierter Redner klassischer Schule sein, um hier ein gewisses Grauen zu entwickeln. B. Spinnen: „Wer durch seine Worte etwas bewirken will, was auch immer es sein mag, der ist zum großen Teil auf seine Stimme, seine Gestik und Mimik angewiesen. Der mündliche Vortrag hat der schriftlichen Mitteilung immer voraus, dass er Belege für die Authentizität und die Bedeutung des Mitgeteilten präsentieren kann. Diese Belege sind wesentlich am Körper des Redners festzumachen. Seine Stimme, seine Diktion, seine Gestik fügen dem Gesagten womöglich Entscheidendes hinzu.“

Unter weiter: „Und aus genau diesem Grund praktizieren wir auch im Zeitalter des beinahe digitalen Informations-Austauschs noch immer die so genannte face to face-Kommunikation. Unverzichtbar ist und bleibt der unmittelbarer Kontakt mit dem Kommunikator, wenn nicht durch Daten *übermittelt*, sondern Bedeutungen *vermittelt*, wenn Überzeugungen geäußert oder gar geschaffen werden sollen.“

Wer öffentlich redet, setzt sich aus, und zwar nicht nur geistig, sondern auch seelisch, psychosozial, ja körperlich, nämlich seinem Publikum. Das mag lästig oder gar schrecklich sein, je nach Routine, Position, Wesensart, aber es bringt etwas rüber, was nur der persönliche Auftritt vermag, das Authentische.

Das hat sich mit dem Powerpoint geändert, vielleicht „nerven-schonender“, aber eben auch blasser, ja blutleerer. Das Programm ist nämlich angetreten mit dem Versprechen, aus jedem einen Redner zu machen, selbst denen, denen das Rhetorik-Gen offensichtlich fehlt. Das aufgeklappte Notebook wird für solche Menschen zu einer Art Schutzwall, hinter dem sie sich verschanzen und von wo aus sie ihre Zuhörer nötigenfalls mit Salven von Tabellen, Zahlenkolonnen und aufgezählten Kernsätzen in Schach und sich selbst vom Leibe halten können.

Das Powerpointen – so Dr. Burkhard Spinnen – lenkt die Aufmerksamkeit der Zuhörer vom Redner ab und hin zu den optischen Text- und Bild-Projektionen. Dadurch wird der traditionelle Bezug zum Publikum weitgehend aufgebrochen. Gewiss: Der Redner fühlt sich weniger ausgesetzt, manchmal verschwindet er sogar hinter seinem Material. Vor allem aber geschieht eines, was den wenigstens wohl so richtig bewusst ist: „Vom allein Verantwortlichen wird er zum Kommentator oder bloßen Moderator des Vorgetragenen, besser gesagt: des Sich-selbst Vortragenden“.

Das alles ist natürlich hilfreich für Menschen, die nicht zum Redner geboren sind. Trotzdem sollten sie sich nicht in die vermeintlichen kommunikativen Schutzräume hinter ihrem Laptop zurückmogeln. „Sie schulden ihren Zuhörern genau den Mehrwert, den ein persönlicher Vortrag gegenüber einem Zeitungsartikel, einem wissenschaftlichen Aufsatz oder einem Web-Blog hat. Sie schulden ihnen – sich selbst. Und zwar als lebendiges Kriterium für die Authentizität und Qualität des Gesagten“.

Powerpoint entpersonalisiert das Gesagte

Genau dies aber treibt das Powerpointen aus dem Vortrag regelrecht hinaus, so der erfahrene Experte. Die andere Seite der technischen Perfektion ist die Entpersonalisierung der Inhalte. Powerpoint proklamiert eine Objektivität, die nie gegeben ist, auch dann nicht, wenn so genannte „reine“ Informationen vermittelt werden. Und zum Schluss ein Satz, der das Ganze noch einmal plastisch zusammenfasst: Gleichgültig, wovon sie spricht, die Schrift an der Wand gibt sich immer so, als hätte sie keinen Verfasser. Und das stimmt einfach nicht, so Dr. B. Spinnen.

Das führt nach seiner Ansicht zu einem geradezu tragischen Missverständnis der zeitgenössischen Informations-Kultur und ihrer wesentlichen Bedürfnisse. Denn Powerpoint ist keine Lösung unsere Probleme, sondern ein Teil des Problems. Warum? Weil es das Überflüssige befördert und das Notwendige reduziert, so der Experte. Denn wir leiden ja nicht an einem Mangel an Informationen wie unsere Vorfahren und noch viele in anderen Erdteilen dieser Welt, wir leiden vielmehr an einem Überfluss an Informationen.

Was uns jedoch fehlt, das sind Alltags-Instanzen, die uns bei einer sinnvollen Reduktion der Informations-Flut Hilfestellung leisten. „Wir brauchen Führer durch den Dschungel der digitalen Netze, Menschen, die anderen vermitteln können, dass *sie* eine Auswahl getroffen haben und warum es gerade *diese* Auswahl war, so Dr. B. Spinnen. Und weiter: „So beispielsweise in der Schule: Da geht es nicht um ein schieres Anhäufen von Wissen, sondern um die Vermittlung eines Kanons, auf dessen Basis die Schüler einmal selber imstande sein sollen, Wissen nicht als Addition von Informations-Besitz, sondern als angewandte Urteilskraft zu entwickeln“.

Nun mag man das als arg hochgesteckte Ziele infrage stellen und in der Tat: Sie werden oft genug verfehlt. Aber gerade Powerpoint gilt den Experten als ein Instrument, das – millionenfach angewendet – die Wissens-Gesellschaft als eine Gesellschaft ohne das urteilende Individuum erscheinen lässt: „Statt in den Mittelpunkt der Kommunikation zu stellen, wie das *Individuum* mit den Elementen des Wissens verfährt, rückt Powerpoint den Menschen an den Rand, als Person und als Instanz. (...) So wird ein gewaltig großer Prozentsatz von Powerpoint-Präsentationen, gleichgültig in welchem Metier und mit welcher Absicht vorgeführt, zu weitgehend überflüssigen Veranstaltungen, weil sie den Zuhörern das Wesentliche vorenthalten, nämlich Charakter und Bewusstsein dessen, der vorträgt“ (B. Spinnen).

Dadurch wird jede Kreativität in der Gestaltung der Kommunikation im Keim erstickt. Das verführt zu unreflektierten und unrechtmäßigen Übernahmen von digitalem Material. Quantität rangiert vor Qualität. Powerpoint treibt den Referenten aus seinem eigenen Vortrag. Es drückt ihn an den Rand, macht ihn zum Moderator ohne Eigencharakter und Verantwortung, so Dr. Burkhard Spinnen.

Eine herbe Schlussfolgerung, die sicher nicht von jedem akzeptiert wird. Aber eine gute Basis, sich hier seine eigenen Gedanken zu machen. Vor allem für die Referenten ein gutes Fundament mit der letztlich gnadenlosen Frage: Halte ich einen Vortrag oder moderiere ich digitale Informationen (die auf diese Weise in den wenigstens Fällen „zu Herzen gehen können“), der geheime Wunsch eines jeden Referenten.

Vortragender oder Moderator?

„Ich habe im letzten Jahrzehnt einige der ödesten und verschenktsten Stunden meines Lebens in abgedunkelten Räumen und dem Flackern der Beamer verbracht. Immer hatte ich gehofft, jemanden zu treffen, der mir ein Stück Welt ... vermitteln würde. Immer war ich neugierig darauf, wie etwas, das ich noch nicht kannte, von jemand anderem als ein Teil seines Alltags wahrgenommen und erfahren wird. Ja, ich muss ehrlich sagen, an den jeweiligen Informationen war ich nie so sehr interessiert wie an den Menschen, die aus solchen Infor-

mationen ihre mehr oder minder sinnvolle Lebenswelten gestalten. Denn schließlich bin ich doch keine Festplatte mit unbegrenzter Speicherkapazität, aber ohne qualifizierende Instanzen; ich bin vielmehr ein Mensch und als solcher darauf angewiesen, dass andere Menschen mir die Welt erschließen, zu der ich keinen Zugang habe.

Zahlen und Daten kann ich auswendig lernen, aber wirklich lernen, also mir aneignen kann ich nur, was durch ein unverwechselbares Bewusstsein hindurchgegangen ist. Allein, davon haben mir über 90% aller Powerpoint-Präsentationen wenig bis gar nichts vermittelt. Stattdessen gab es Datenspleudereien, Kuchengraphiken, alberne animierte Lettern, Strichaufzählungen und umrahmte Kernsätze. In der Schule hätte ich mir das vielleicht noch gefallen lassen, aber heute ist meine Zeit zu kostbar, als dass ich sie mit immer neuen Beispielen dessen verbringen könnte, wie ein Präsentationsprogramm den Informationen das Bewusstsein davon austreibt, dass sie von Menschen stammen und wiederum Menschen dienen sollen.

In einer halben Stunde werde ich zugeschüttet mit etwas, das bei mir nur als Datenmüll ankommen kann; gleichzeitig verpasse ich wieder einmal die Gelegenheit, jemanden kennen zu lernen, der mir sagen könnte, was seine und vielleicht auch meine Welt „im Innersten zusammenhält“ (Goethe, Faust).

Burkhard Spinnen: Lasst das Powerpointen einfach sein! Eine sachliche Polemik, 2011